

Erinnerung an Ostern

Eine Besinnung

Karl-Heinz Crumbach SJ, Frankfurt am Main

I. Exodus aus der „Krise“

Das Wort „Krise“ löst inzwischen bei vielen Unbehagen aus – mit Recht: ein leichter Ekel vor dem theologischen Hantieren mit der Krise. Es gibt eine Flut von Publikationen, die von ihr recht gut leben. Sie finden kaum noch Interesse. Die Makler der Krise haben auf Tausenden von bedruckten Seiten den Nerv der Krise längst getötet. Die „Krise“, in der wir stehen, ist mehr als die Krise, die sich so ausschachten läßt. Das Geschäft mit dieser Krise ist der Ausfall der wirklichen, ist die elegante und literarisch verbräunte Entlastung von jener Krise, die der Kern der christlichen Botschaft ist. Diese findet nicht statt, weil alle von ihr reden. Der Motor ist heißgelaufen und sauer geworden, der Funke längst erstickt. Mit dem Begriff der Krise heimste theologische Reflexion auch das ein, was unbequem ist und ein wirklicher Stachel, das Nichtidentische der Krise, das nicht in glatte Begriffe aufgeht und gerade diese bedroht. Der emphatische Gebrauch des Wortes, dessen Zeugen und stille Teilhaber wir alle sind, hat sich mit dessen Gehalt längst versöhnt und einen Kompromiß geschlossen, in dem die Krise zu einem Bedarfsartikel für den seelischen Haushalt des Spießbürgers in uns degenerierte und dabei ihre Kraft verlor. Sie ist domestiziert, alles Reden kann darüber nicht hinwegtäuschen. Das Geschäft mit der Krise lebt von deren Aufhebung, die es sich taktvoll verschweigt. Kritisches Denken tut not – und Phantasie, denn nur sie können verhindern, daß das Gerede von der Krise sich um sich selber dreht und die andrängende Fraglichkeit in einer verfügbaren Antwort abschneidet. Diese Phantasie hat etwas mit Gebet zu tun, denn das Gebet, das sich dem lebendigen Anspruch Jesu Christi aussetzt, ahnt, daß es eine Krisis gibt, die nicht übertönt wird vom Marktgeschrei. Wir meinen die Krisis, die in Jesus Christus unser Leben beansprucht – auch in der Krise – und uns zu einer ernststen Infragestellung unserer Denk- und Handlungsgewohnheiten zwingt. Jesus Christus als unsere Krisis: das bedeutet aber auch ein Zweites, nämlich den Befehl, aus dem Narzißmus der Krise auszubrechen. Diesem Befehl zu folgen, lohnt sich deshalb, weil das Schicksal Jesu ahnen läßt, daß die wahre Krisis immer auch „Exodus“ ist: Sie vermittelt Hoffnung und ist ein Moment in der Bewegung auf das verheißene Leben zu.

II. Ostern für alle Welt

Der Mann, der auszog, um die Osterfreude der Christen zu suchen, ist längst gestorben – vor Melancholie und Traurigkeit. Aber, so können wir leicht sagen, wir *glauben* doch an die Auferstehung Jesu Christi, und im Licht dieses Glaubens sieht die ganze Wirklichkeit anders aus. Doch so zu sprechen, hat seine Gefahren. Darüber wird man leicht zum Pharisäer.

Verstehen wir nicht, daß wir den Herrn nicht auferstehen lassen können *nur* in unserem Glauben und unserer persönlichen Frömmigkeit? Während wir unser bißchen Osterfreude in ausgesparten sonntäglichen Räumen lebendig halten, starrt uns aus den Verhältnissen der Welt Gleichgültigkeit an, und wir überlassen sie dem Tod – in seinen tausenderlei alltäglichen Gestalten. Wir können uns nicht in einem stillen Winkel der Geschichte bei österlicher Stimmung halten. Das heißt den Herrn schlimmer begraben, als er es je war. Von dieser Osterfreude merkt die Welt nichts und geht zugrunde, während die Osterglocken läuten und wir Alleluja singen. Ostern läßt sich nur erfahren in der gleichen Verlorenheit der Liebe, die der Herr bis ans Ende lebte – in der er das Leben Gottes fand.

Wenn Osterfreude sich hinauswagt, nimmt sie eine andere Gestalt an: Sie wird zur belebenden Phantasie. Sagt doch der Psalm: „Der Herr kennt noch Auswege aus dem Tod.“ Ist nicht der Ausbruch des Herrn aus der Verfallenheit des Todes ein Werk der Phantasie des Schöpfers – ein Werk schöpferischer Phantasie? Und leben aus der Auferstehung bedeutet leben in jenen Räumen, die dieses Ereignis freigesprengt hat – freigesprengt von Schutt und Asche und dem Schwergewicht menschlicher Eigensucht und Unbeweglichkeit. Es gibt immer Auswege aus der Ausweglosigkeit und den Versteinerungen des Todes. Wir brauchen Phantasie – in einer Welt voller Sackgassen, in denen es kein Vorwärts und Rückwärts mehr gibt – in einer Kirche, in der die Alten oft nicht glauben können, daß der Herr größer ist als die Traditionen, Formen und Formulierungen – und in der die Jungen vor lauter Weltveränderung und Weltverbesserung in ihrer Verbissenheit und Humorlosigkeit vorzeitig zu Greisen wurden.

Wir können das bescheidene Flämmchen unserer Frömmigkeit am Brennen halten – und, vor lauter Sorge um seinen Bestand darin vernarrt, alle Bedrohung vergessen. Wenn es in uns bleibt, wird es uns eines Tages genommen werden. Das ist wie mit dem einen Talent, das ein ängstlicher Spießer vergraben wollte. Erst wenn wir es preisgeben und aufs Spiel setzen in aller menschlichen Trostlosigkeit, wird es zur starken Flamme werden. Oder glauben wir doch nicht so recht, daß dieses Licht und diese Freude durch alle Tode hindurchgehen kann und sich gerade *so* und *nur* so bewahrt? Dann glauben wir auch nicht an die Auferstehung Jesu Christi!

„Was inneres Licht war, wird zur verzehrenden Flamme, die sich nach außen wendet.“ Das sagt Karl Marx. Jesus Christus läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „Feuer auf die Erde zu werfen, bin ich gekommen, und was will ich anders, als daß es brenne!“

III. Der Mut zu handeln

Ein großes Fragezeichen bleibt: Wie können wir die lebendige Wirklichkeit des Herrn erfahren? Wie sie bezeugen? Was verlangt er von uns?

Die Geschichte vom ungläubigen Thomas (Jo 20, 24–29) kann uns eine – allerdings unvermutete – Richtung weisen: Der Jünger Thomas hat nur ein Ziel. Mitten in all seinen Zweifeln will er sich der Wirklichkeit des Herrn vergewissern – eindeutig und überzeugend. Daran hängt für ihn die Möglichkeit zu glauben und aus diesem Glauben zu leben. Und dann Jesus: „Lege deinen Finger hierher und sieh hier meine Hände, und nimm deine Hand und lege sie hier an meine Seite – und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“ Das ist überwältigend. Die einzig mögliche Antwort: „Mein Herr und mein Gott!“ Das ist großartig. Aber es läßt uns ratlos.

Unserer Suche nach der Wirklichkeit des Herrn und seinem Willen für unsere Zeit antwortet ein verwirrender Chor von Stimmen, ja der Herr ist in seiner Wirklichkeit im Innersten bedroht und in Frage gestellt. Wer will sich anmaßen, *die* klare und eindeutige Antwort zu geben?

In der Erzählung, wie sie dem Evangelisten vorlag und wir sie gerafft erinnern haben, ist alles klar: Die Jünger haben es wirklich mit Jesus zu tun. Kein Zweifel ist möglich, und seine Weisungen sind eindeutig. Aber Johannes setzt den Akzent der Erzählung kritisch anders. Es ist hier wie bei manchem johanneischen Text eine aktive und eigenwillige Auseinandersetzung mit der Überlieferung. Der Gedanke wird vertieft und in neuer Bedeutung erschlossen. Der Weg des Thomas zum Glauben – seine Sicherheit – ist Ausnahme. Worauf es ankommt, das ist der Glaube der vielen anderen. Der auferstandene Herr selber sagt es: „Selig, die ohne zu sehen zum Glauben kommen!“ Dieses Wort trifft genau unsere Situation zwischen Unglauben und Glauben: Das ist unser Glaube, der hier auf dem Spiel steht, der Glaube der Kirche – auch und gerade heute.

Wie oft hören wir den Ruf nach eindeutigen und klar bestimmten Forderungen, nach einem eindeutigen Beweis für die Wirklichkeit Christi hier und jetzt und nach Eindeutigkeit seines Anspruchs für uns! Ein Wundermann oder ein Superstar, der uns von allen Zweifeln befreit, käme uns gerade recht – und nicht wenige haben ihn schon gefunden. Er könnte Rezepte geben, die nicht mehr von Zweideutigkeit und Relativität bedroht sind, und uns sagen: Das ist zu tun! Natürlich drängen sich jedem, der die

Augen offenhält, Forderungen aus der Situation auf. Doch es ist uns zuwenig „sicher“ und „eindeutig“, daß Jesus Christus es ist, der da ruft. So tun wir zur „Sicherheit“ oft gar nichts. Auch werden an konkreten Forderungen, die vielleicht schmerzen, sonst Leichtsinnige oft zu Grüblern.

Nur *ein* Weg bleibt offen: Nachfolge und – um ein Wort von Hugo Rahner abzuwandeln – diese in *experimenteller* Erkenntnis des Lebens Jesu. Nur sie ist – im Gebet begründet und von schöpferischer Phantasie belebt – experimentelle Erkenntnis *Gottes*. Hier gibt es Risiken, Probleme, ungelöste Fragen – auch im Glauben. Wir müssen den Mut finden, auf der Grenze zu leben. Vielleicht aber ist die Grenze der fruchtbarste Ort der Begegnung mit Gott. Das Leben des Auferstandenen ist Anspruch. Und diesen müssen wir in der Grammatik unseres Betens und Tuns vor dieser Welt zu formulieren suchen. Nur diese Sprache ist glaubwürdig, weil in ihr die Phantasie der lebenserweckenden Liebe Gottes selber zur Sprache kommt. Daran entscheidet sich, ob Jesus Christus der Herr auch der Wirklichkeit ist, wie wir sie heute erleben.

Jesus hat sich zur bloßen Satzhälfte erniedrigt. „Ohne Dich, ohne mich ist er ja nie Christus. Er geht auf die Namenssuche.“ „Der halbe Satz, die erste Hälfte des Satzes – das ist Jesus; die andere Hälfte ist der Gläubige. Erst beide zusammen bezeugen Jesus Christus. Denn nun ist er wahrhaftig auferstanden, weil Du seinen Satz zu Ende sprichst“ (E. Rosenstock-Huessy).

Über das Beten

Karl Rahner SJ, München

Die Frage, zu der hier eine Antwort versucht werden soll, lautet: Ist Beten heute möglich? Eine zweite Frage, *wie* denn Beten heute zu geschehen habe, um sinnvoll zu sein, ist im Grunde keine zweite, neue Frage; denn sie spricht – wenn auch in einer anderen Grammatik – ebenfalls nur die eine, einzige und ganze Situation des modernen Menschen aus: Ist Beten heute möglich?

I. Hinführung zur Frage

Was oben gesagt wurde, gilt auch hier: Die drei Vorbemerkungen stehen, bei rechtem Licht betrachtet, nicht erst im Vorfeld des Betens, sondern sind eher als die Generalprobe des einen großen Themas „Gebet“ anzusehen.